

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 8.

Berlin, Freitag den 18. Januar

1833.

### A e g y p t e n.

#### Ueber das Osymandyeum zu Thebae.

Mit Bezug auf den in Nr. 2 des Magazins enthaltenen Artikel.

Da ich in der Geschichte der Baukunst (B. I. p. 61.) über das Osymandyeum und ähnliche Denkmäler der Pharaonen, wovon die Ruinen noch vorhanden sind, meine Meinung ebenfalls kund gab, so konnte mir die in dem Blatte Nr. 2. des Magazins für die Literatur des Auslandes dargelegte Ansicht des Herrn Letronne nicht anders als wichtig seyn, besonders da die Schrift von einem Manne herrührt, der unter die Gelehrtesten des Auslandes gehört, und den ich seit lange hochschätze.

Die erste Frage ist: ob die großen Ruinen an der Westseite des Nils zu Thebae, welche die Französischen Gelehrten der Expedition unter dem Namen Memnonium bezeichnen, Ueberreste des Osymandyeum seyen? —

In Rücksicht dieser Frage habe ich mich bereits in der Bau-Geschichte (im J. 1821) dahin erklärt, daß, wenn man die Maße der Ruinen mit denen vergleicht, welche Diodor von dem Osymandyeum giebt, man zwar in der Anlage einen ähnlichen, aber nicht denselben Bau findet. Dieser Meinung aus denselben Gründen ist auch Herr Letronne. Er fügt aber noch andere hinzu.

Erstlich bringt er zwei Maße von Herrn Huyot bei, der eine die Ruinen nach seinen eigenen Messungen und der andere den Plan des Osymandyeum nach den Angaben des Diodor vorstellend, um auf diese Weise die Verschiedenheit zwischen den beiden Gebäuden augenscheinlich darzustellen. Die Wichtigkeit dieser beiden Maße erregt zwar wenig Vertrauen, der erste nicht in seinen Maßstäben, worin er von den Mäßen der Expedition abweicht, und was den Maß der Restauration des Osymandyeum nach Diodor betrifft, so hätte derselbe besonders mit viel mehr Raum-Ersparung gemacht werden können. — Doch die Maße des Herrn Huyot können hier süglich aus dem Spiel bleiben.

Auch läßt sich ein Gleiches von einer anderen Meinung, welche Herr Champollion der Jüngere beibringt, sagen. Dieser nämlich versichert, daß er bei der Untersuchung der Ruinen den Namen Osymandyeum nirgends gefunden, wohl aber habe er auf dem Arme des umgestürzten Kolossen zweimal den Namen des Königs Ramesse gefunden. Ein Jeder mag solchen hieroglyphischen Erklärungen so viel Vertrauen schenken, als man Lust hat. Auf jeden Fall würde nur so viel daraus hervorgehen, daß man hier in den Ruinen nicht das Osymandyeum vor sich hat, sondern ein ähnliches Denkmal eines andern Königs, der Ramesse hieß.

Doch zur Hauptfrage: Ob das Osymandyeum wirklich je existirt habe?

Dies leugnet nun Herr Letronne absolut und meint, daß ein solches Gebäude eben so wenig je vorhanden gewesen sey, als das Grabmal des Porosenna unter Clussum.

Auch über letzteren Bau habe ich nicht vergessen meine Ansicht in der Geschichte der Baukunst (I. p. 249) zu eröffnen und kund zu geben, daß allerdings die Varronische Beschreibung eines solchen Baues zu viel Widersprüche in sich enthalte, um an die Möglichkeit seiner Existenz zu denken.

Aber anders ist es mit dem Denkmal des Osymandyeum. Keinem, der über das Bauwesen des Aegyptischen Volkes nachgedacht hat, wird einfallen, die Möglichkeit eines solchen Baues zu leugnen, vorausgesetzt, daß man einen solchen Bau hätte ausführen wollen. Doch hören wir die Gründe des Herrn Letronne.

Er meint, daß die ganze Erzählung bei Diodor ein Märchen der Aegyptischen Priester sey, erfunden aus Eitelkeit, um gegen die Griechen groß zu thun.

Diese Anklage gegen die Priester wird aber ein anderer nicht leicht über sich nehmen. Welcher ernsthafte Griechische Schriftsteller hat sich je beigegeben lassen, solche Beschuldigungen auf diesen so hoch verehrten Stand zu häufen? — Weder Herodot, noch Diodor, noch Strabo bringen dergleichen vor. Auch scheint keiner der früheren Reisenden in Aegypten, wie Solon und Pythagoras, Plato und Eudorus, je so verächtliche Ideen von der Priesterschaft des Landes gehabt zu haben.

Und was erzählten die Priester den Griechen, welche in der Zeit des ersten Ptolemaeus Aegypten bereisten und die Denkmäler des Landes aufzeichneten? — Antwort: daß aus ihren Archiven bekannt sey, daß der Pracht-Denkmal — an der linken

oder Libyschen Seite des Flusses zu Thebae — siebenundvierzig waren; aber bis auf die Regierung des ersten Ptolemaeus nur noch sieben vorhanden seyen. Diodor (I. 46.) fand aber bei seiner Anwesenheit — Ol. 180 am Ende des siebenten Jahrhunderts von Rom — auch diese größtentheils im Verfall. — Nun giebt Diodor (I. 47.) die Beschreibung des Osymandyeum, doch auf eine Weise, woraus es nicht klar wird, ob Diodor selbst noch einige Ueberreste davon sah. Offenbar nahm er seinen Haupt-Bericht aus den Schriften der Griechen, welche um die Zeit des ersten Ptolemaeus Aegypten bereisten, und unter denen auch Hefataeus (von Abdera) war.

Aus der Erzählung dieser Griechen geht aber unumstößlich hervor, daß sie nicht bloß niederschrieben, was ihnen die Priester erzählten, sondern daß sie auch noch selbst das Denkmal des Osymandyeum gesehen hatten. Dies zu erweisen, fügen wir aus der Erzählung folgende Bemerkungen bei:

1. Gleich im Anfange (c. 47) heißt es: „von den ersten Gräbern, welche, wie man sagt, die Grabmäler der Jungfrauen Jupiters waren, sey das Denkmal des Osymandyeum, wie sie es nennen, zehn Stadien abgelegen gewesen.“ Wem siele nicht eine solche Lokal-Bestimmung auf, wenn die Griechischen Schriftsteller sie nicht selbst gaben?

2. Gleich darauf heißt es, daß die Telamonen, welche statt der Säulen dienten, nach alter Weise gearbeitet wären. Diese Worte — nach alter Weise — konnten aber nicht von den Priestern herrühren, weil die Skulptur der Aegyptier überall desselben Stiles war. Die Worte sind die eines Griechen, der einen Begriff von der Aegyptischen Skulptur im Verhältnis zu der Griechischen geben wollte. Strabo aber vergleicht die Skulptur der Aegyptier mit den Arbeiten der Tyrhener und der ältesten Griechen; dann sagt Plato andererseits, daß die Aegyptier bei ihren Kunst-Arbeiten gesetzlich keine Abweichung erlaubten und ihre Werke, welche sie vor zehn-tausend Jahren arbeiteten, von denen seiner Zeit nicht verschieden wären, weder besser, noch schlechter.

3. Auch die Angabe, daß die Peristyllien mit Steinbalken aus einer Länge überdeckt seyen, kann nur die Bemerkung eines Griechen seyn, bei welchen, wie bekannt ist, gewöhnlich solche Ueberdeckungen bloß mit hölzernen Balken geschahen.

4. (c. 48.) Auch was von dem Löwen gesagt wird, der neben dem Könige mitkämpfte, kann nur Meinung eines Griechen seyn, weil die Aegyptischen Priester bestimmt wissen mußten, ob hier der Löwe wirklich oder symbolisch zu nehmen sey.

5. (ibid.) Die Namen der beiden Kolossen von 27 Fuß werden nicht angegeben. Dies konnte nur Unwissenheit der Griechen, nicht der Aegyptischen Priester seyn.

6. (ibid.) Der von Säulen unterstützte Raum, der als Richtersaal diente, konnte nur von einem Griechen mit einem Ddeon verglichen werden. Auch läßt sich die Aegyptische Einrichtung eines solchen Saales unschwer begreifen. Als ein wirklicher Richtersaal gedacht, enthielt er in dem von den Säulen unterstützten Raume die neugierigen Zuhörer. Die Prozeßirenden, hier in Figuren von Fuß geschnitten, standen auf einer Erhöhung wie auf einer etliche Fuß hohen Bühne eines Theaters oder Ddeon's, und auf der Hinterwand einer solchen bühnenartigen Erhöhung war der Haupttrichter mit den 30 Beisitzern eingebauen. — Auch ist es bekannt, daß das Ddeon bei den Griechen nicht selten als Richtersaal diente (Geschichte der Bauk. III. p. 110).

7. (c. 19) Eben so unschwer läßt sich die Anlage der anderen Räume begreifen, welche theils neben (rechts und links), theils tiefer einwärts an dem Richtersaal hinlagen, als:

a) der Gang mit den kleinen anliegenden Räumen, auf deren Wänden die kostbarsten Schwaaren dargestellt waren, und wo man auch den König schön gebildet und bemalt sah, dem Gotte das Gold und Silber darbringend, was jährlich aus den Bergwerken einging. — Dann b) der Saal der Bibliothek und c) der daran stoßende Raum, wo der König allen in Aegypten verehrten Göttern, jedem insbesondere, sein Opfer darbrachte. d) An der Wand der Bibliothek lag ein zierlich erbauter Salon mit 20 Lagerbetten, wo man die Bilder des Jupiter, der Juno und des Königs sah und man die Leiche des Königs beigelegt glaubte (geheimnißvoll nach Aegyptischer Weise). e) Um die genannten Räume her fanden sich dann nicht wenige Abtheilungen, in denen alle in Aegypten verehrte Thiere gemalt waren. —

Alle solche Räume, als: der Richtersaal, der Gang und die daran liegenden Abtheilungen mit den dargestellten Schwaaren, die

Bibliothek, der Göttersaal, der Jupiter- und Juno-Saal mit den 20 Lagern und die kleineren Abtheilungen für die heiligen Thiere — sind ohne Ausnahme als bedeckt und so hinter und neben einander — rechts und links — erbaut anzunehmen, daß sie im Verhältniß nur einen geringen Raum enthielten. Nur der Richtersaal hatte eine bedeutende Größe mit zwei Seiten, jede von 200 Fuß, aber ohne Bestimmung der Breite. Alle genannte Abtheilungen mochten in ihrem Gesamt-Raum kaum so viel enthalten, als eines der beiden Quadrate der vorliegenden Höfe, wovon jede Seite 400 Fuß maß.

Hiernach würde der gesammte Bau eine Länge von 1200 Fuß zu einer Breite von 400 Fuß gehabt haben.

Woher also der übertriebene große Flächenraum, welchen der Autor dem Dsymandyeum zuweist? — Man vergleiche hiermit nur die Ruinen von Karnak, den ehemaligen Tempel des Jupiter Ammon, der dreizehn Stadien im Umfang hatte, oder, quadratisch genommen, jede Seite  $3\frac{1}{2}$  Stadien oder 2000 Fuß; oder will man andere Denkmäler der Könige damit vergleichen, wie das Labyrinth, wovon das Dsymandyeum kaum ein Viertel betragen möchte, wenn wir anders uns auf unsere Restauration (Geschichte der Bauk. I. p. 71) berufen dürfen.

Aber der große goldene Ring auf der Dachung? — Der Umfang desselben war 365 Ellen oder 547 $\frac{1}{2}$  Fuß. Der Durchmesser des Ringes betrug also 182 $\frac{1}{2}$  Fuß. — Wo wäre also die Schwierigkeit, einen solchen Ring auf eine Dachfläche von 400 Fuß im Quadrat aufzulegen? —

Doch man bedenke, daß der Ring eine Elle dick war! — woher so viel Gold, und dann zu welchen unnützen Zwecken? —

Lehteres berührt sogar mit einer Art von Unglauben Herr Professor Ideler (Handb. der Chronologie II. p. 590). Recht hat Ideler, daß nach vier Jahren eine solche Verzeichnung in Hinsicht der Auf- und Niedergänge nicht mehr paßte. Allein was thut dies? — Gewiß wußten dies die Aegyptischen Priester. Aber eben darin lag die Wichtigkeit für den König Dsymandvas, weil man dadurch die bestimmte Zeit seines Lebens und seiner Thaten für immer daran erkannte. Hierbei kann man sagen: es war Absichtlichkeit; — so wie es Absichtlichkeit der Aegyptischen Priester war, daß sie erst nach jedem großen Jahre von 1461 gewöhnlichen Sonnenjahren einschalteten, wo Alles wieder in Hinsicht des Umlaufes der Gestirne in die frühere Ordnung kam. — Aber das viele Gold? — Hier glauben wir, daß man Summen und Zahlen bei Dingen in so früher Zeit nie so viel zu berücksichtigen habe. Hierbei können leicht, sey es durch Absicht, durch Mißverständnis oder Nachschreibung, Verstöße vorgehen. — Doch hierbei möchten wir kaum an Verstöße glauben; denn was hindert uns in jener früheren Welt — etwa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung — an große Summen und Massen edler Metalle zu glauben, in einer Zeit, wo Flüsse und Bergwerke gleichsam noch ihre jungfräuliche Ergiebigkeit hatten, wo die Metalle noch nicht gemünzt wurden und der Herrscher der wesentliche Besitzer solcher Metalle war? —

Doch um uns näher liegende Zeiten zu berühren: Wer begreift die Massen edler Metalle, welche Alexander in den Schatz-Niederlagen der Persischen Könige zu Pasargadae, Persepolis, Susa, Ecbatana und Babylon fand? — Oder bedenke man nur die ungeheuren Massen zu Kunstwerken verarbeiteten Goldes und Silbers, welche ein später Aegyptischer König, Ptolemaeus Philadelphus, zur Schau tragen ließ (Athenaeus 5, 5), Massen, wodurch sich die Englische Staatsschuld auf einmal tilgen ließe.

Sich ungläubig anstellen, abzuleugnen, verkleinern läßt sich in schwierig zu entwickelnden Fällen leicht. Das Wahrscheinliche herauszufinden aber, bleibt schwer. Schriftsteller müssen sich aber nicht beruhigen und sich keine Beschuldigungen gegen das Alterthum zu Schulden kommen lassen, ehe sie nicht die Möglichkeit der Sache auf das Genueste erwogen haben.

Unser Ergebniß in Hinsicht des Dsymandyeum ist und bleibt also: daß unter den noch vorhandenen großen Ueberresten zwar keiner dem großen Baue dieses Königs gleiche; aber daß deswegen an der ehemaligen Existenz desselben, und zwar noch zur Zeit Ptolemaeus des Ersten, nicht zu zweifeln sey: den großen Ring ausgenommen, welchen schon Ramyses wegnahm.

Berlin, den 10. Januar 1833.

A. Hirt.

## Frankreich.

### Chateaubriand und seine Werke.

Von einem Englischen Kritiker dargestellt.

(Fortsetzung.)

Herr v. Chateaubriand hat fünf Romane geschrieben: „Atala“, „Réné“, „Les Natchez“, „Le dernier Abencerrage“ und „Les martyrs“, alle in gleichem Tone gehalten und wahrscheinlich dazu bestimmt, die in seinem „Génie du Christianisme“ aufgestellte Behauptung von der Tauglichkeit des Christenthums zu poetischer Bearbeitung darzutun. Der Stoff im „letzten Abencerragen“ hat einige Ähnlichkeit mit dem in Voltaire's Zaire. Doch hier findet ein doppelter Kampf statt. Die Christin liebt den Mohammedaner, und der Mohammedaner liebt die Christin; Keines will aber in eine Verbindung mit dem Anderen, ohne dessen Bekehrung, willigen. Wir sehen nicht ein, warum Herr v. Chateaubriand nicht den Knoten durch die Bekehrung des Mohammedaners löste; die Geschichte hätte dabei gewonnen, und die Standhaftigkeit der christlichen Jungfrau wäre in höherem Glanze erschienen. „Atala“, „Réné“ und die „Natchez“ sind Theile einer langen Erzählung; denn die ersten

beiden sind in der That Episoden der dritten und nur besonders abgedruckt, und der Stoff von allen dreien ist das wilde Leben in den Wäldern von Nord-Amerika. Unfers Verf. Ansicht vom wilden Leben scheint sehr mit der Rousseau's übereinzustimmen, dessen Schriften einen Eindruck auf ihn gemacht haben, den selbst Erfahrung nicht schwächen konnte. Sein Zweck ist, zu zeigen, daß der Mensch in diesem rohen Zustande, oder „der Naturmensch“, wie man ihn nennt, jenem Grad von Vollkommenheit, zu dem die Natur ihn bestimmte, am nächsten sey, und daß die Civilisation ihn nur erniedrige. Eine falsche und lächerliche Theorie, aber vielleicht nicht ganz unnatürlich bei denen, die zum Maßstab der Civilisation Frankreich unter Ludwig XV. nahmen und ihre Begriffe vom Naturleben aus ihrer Phantasie oder den Berichten lägenhafter Reisender schöpften. — Von diesen drei Erzählungen ist „Atala“, wiewohl mangelhaft, doch die beste. Es ist eine kurze Erzählung von einfacher Anlage, die keine Intrigue oder Mannigfaltigkeit der Charaktere und Begebenheiten darbietet; sie hat wenig Handlung und nur drei hervorstechende Personen: Chactas, ein halbbekehrter Indianer, Atala, eine Christin, Tochter eines Europäers, und Aubry, ein christlicher Missionar. Atala befreit den Indianer Chactas, liebt mit ihm und arbeitet an seiner Bekehrung. Sie lieben sich gegenseitig, und der Leser erwartet natürlich, daß ihre Verbindung sie von jenen Drangsalen erlöse, die in Liebes-Geschichten so gehäuft sind. Allein Atala hat sich dem Eölibat gelobt. Der Missionar erbieht sich zwar, sie von ihrem Gelübde loszusprechen zu lassen; allein sein Anerbieten kommt zu spät, denn, keine Möglichkeit ahnend, sich von dieser Fessel zu befreien, hat sie Gift genommen. Diese Erzählung verfehlt ihren Zweck. Herr v. Chateaubriand will hier und in anderen Schriften den religiösen Gelübden das Wort reden und hält besonders das Eölibat in Ehren; seine Erzählung aber macht gerade den entgegengesetzten Eindruck. Das Gelübde verdirbt Alles. Atala ist der interessanteste Charakter in dem Werke und wird uns als eine christliche Heldin dargestellt; aber die gute Wirkung der frommen Neufferungen, welche ihr in den Mund gelegt werden, wird durch den Selbstmord, womit sie ihr Leben endigt, völlig zerstört. In „Réné“ finden wir abermals religiöse Gelübde in die Geschichte verwebt. Die Schwester Réné's, die Heldin der Geschichte, flüchtet in das Kloster und nimmt den Schleier, um eine ewige Scheidewand zwischen sich und ihrem Bruder zu errichten, für den sie eine strafbare Leidenschaft gefaßt hat. Unnatürliche Liebe empört unser Gefühl; überdies, wenn Widerstand gegen die Versuchung verdienstlich ist, muß er es weit mehr noch seyn, wenn er ohne Hülfe von Mauern und Gittern obliegt. „Atala“ und „Réné“ haben übrigens Beide ein Verdienst, welches den „Natchez“ abgeht, nämlich — Kürze, das heißt, sie sind nicht so lang, ohne darum in Darstellung und Stil gedrängter zu seyn; denn in dieser Hinsicht sind sie eben so fehlerhaft, und trotz ihrer Kürze hätten wir doch gewünscht, die kleine Begebenheit wäre weniger aus einander gezerrt. Weit mehr aber leiden „die Natchez“ an diesem Fehler. Die Geschichte ist lang, schwerfällig, schlecht angelegt, von ungleichem Stil und schlecht durchgeführter Intrigue und verlegt den guten Geschmack durch die schauderhaften Thaten, womit sie schließt.

„Ich war noch sehr jung“, sagt der Verfasser „als ich die Idee faßte, die Epöee des Naturmenschen zu schreiben oder die Sitten der Wilden zu malen, indem ich sie mit irgend einem bekannten Ereigniß in Verbindung brachte. Nächst der Entdeckung von Amerika sah ich keinen interessanteren Stoff, besonders für Franzosen, als die Niedermehelung der Kolonie der Natchez in Louisiana im Jahre 1727. Eine Verschwörung aller Indianer-Stämme, um nach zweihundertjähriger Unterdrückung der neuen Welt die Freiheit wieder zu geben, schien mir ein eben so passendes Sujet als die Eroberung von Mexiko. Ich warf einige Bruchstücke dieses Werks auf's Pavier, aber bald wurde ich gewahr, daß es mir an ächten Farben fehlte, und daß ich, um ein ähnliches Bild zu entwerfen, wie Homer, die Völker besuchen müßte, die ich schildern wollte.“

Der Vorsatz war gut, mag ihn nun Homer befolgt haben, oder nicht; allein wir finden nicht, daß er wirklich „ächte Farben“ oder „ähnliche Bilder“ zuwege gebracht habe. Auch durften wir, nach dem Tone dieser Stelle vermuthen, daß man unsere Sympathie für die unterdrückten nach Freiheit strebenden Indianer in Anspruch nehmen werde, allein des Verfassers Nationalität kämpft mit Erfolg gegen seine Bewunderung des „Naturmenschen“ an; er kann sich weder für die Franzosen noch für die Indianer recht entscheiden, und daraus entsteht eine gewisse Unparteilichkeit, die dem Interesse des Werks sehr schadet.

Von des Verfassers Anwendung übernatürlicher und allegorischer Wesen und dem Effect, den sie machen, mag folgende Stelle eine Idee geben: „Chactas Rath wurde angenommen. Vier Abgeordnete wurden mit dem Friedens-Kalumet nach Fort Rosalia gesandt; aber Aresquoi, dem Befehle Satans getreu, folgte den Boten des Friedens in einiger Entfernung mit wildem Lachen, begleitet von dem Terdeffen hatte der Fürst der Hölle sich ans Ende der Welt begeben, unter dem Pole, dessen Umkreis der unerbrochene Eoos unter dem Toben der Stürme maß. Da, inmitten der Australischen Länder, welche eine Mauer von ewigem Eise dem neugierigen Blick des Menschen entzieht, erhebt sich ein Berg, höher als die höchste Spitze der Anden in der neuen Welt, oder Tibets im alten Asien. Auf diesem Berge steht ein Palast, ein Werk der höllischen Mächte. Dieser Pallast hat tausend eberne Pforten, das geringste Geräusch hallt von dem Dome dieses Gebäudes wieder, dessen Schwelle das Still-schweigen noch nie betreten hat.“

Dieser Palast wird von der Fama bewohnt, nach unserem Verfasser, die Tochter Satans und des Stolzes, — welchen letzteren

wir, nach seinem männlichen Französischen Namen (Vorgueil), für eine männliche Tugend gehalten hätten. Auf Satans Anreizung verläßt seine Tochter Fama ihren Palast, um eine geheime Mission zu vollziehen. Und was ist der Zweck dieses wundervollen Triebwerks, welches mächtige Reich soll Fama stürzen? — Nie wurde des Dichters herrliche Regel: „Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus,“ poetischer verletzt. — Die Fama geht hin, unter dem Vortritt des Erstaunens, ihr zur Seite der Meid und dicht hinter ihr die Bewunderung, um — in einem Indianischen Wigwam Klatscherei zu machen! Wir wünschten, der Verfasser hätte keine ernstere Vorwürfe verdient. Wir konnten lächeln, so lange er es bei Allegorien und heidnischen Mythologie bewenden ließ, aber wenn er das Christenthum selbst zur Posse macht und sogar die Dreieinigkeit auf die Scene bringt, muß unser Tadel eine ernstere Gestalt annehmen. Wir würden Herrn von Chateaubriand unter allen Schriftstellern am leichtesten einer absichtlichen Gotteslästerung beschuldigen, aber tief bedauern müssen wir eine verkehrte Ansicht, die ihn zu einem Fehler verleitet, den er gewiß am ersten verdammen würde.

(Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

La Perle, ou les femmes littéraires. (Die literarischen Frauen.) Ein neues Taschenbuch in der Form und mit der Ausstattung seiner Britischen Kollegen, denn dem Französischen Texte sind Englische Stabstiche beigegeben, die jetzt auch in die Deutschen Taschenbücher einwandern und somit eine gewisse kosmopolitische Bedeutung in der Literatur erhalten. Zum Ruhme Deutscher Kunst darf indessen gesagt werden, daß den Stabstichen John's in Wien (wie sie seit mehreren Jahren in der „Aglaja“ sich befinden) die geleckten Fabrik-Arbeiten der Engländer meistens nachstehen. Das vorliegende Französische Frauen-Taschenbuch im wahren Sinne des Wortes enthält eine reiche Sammlung poetischer und prosaischer Dichtungen, sämmtlich von Frauen, die seit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Zeit, von Christine de Pisan bis Madame Tastu, in Französischer Prosa oder in Versen als Schriftstellerinnen aufgetreten sind. Zwei- und sechzig Damen finden sich hier zu einer Gesellschaft vereinigt, von der man nicht recht zu sagen weiß, ob sie zur schönen oder zur gelehrten Welt gehört. Der bekannte Bibliophile P. L. Jacob hat in einer Einleitung dieser schwierigen Frage zu begegnen gesucht, indem er bemerkt: „Die Frauen sind die Herde der Literatur, wie sie die der Gesellschaft sind, und ihr lebenswürdiger Einfluß wird sich immer eben so in der Literatur bemerklich machen, wie er Allem, was die Freude des Lebens ausmacht, zur Grundlage dient. Zu allen Zeiten haben die Frauen zu unseren geistigen Genüssen beitragen wollen, damit nicht gesagt werde, wir könnten auch ohne sie glücklich seyn. Die geistreiche Allegorie, welche die schönen Künste unter die Obhut der Mufen stellte, ist in Frankreich nicht minder als in Griechenland zur Zeit des Perikles und in Rom zur Zeit des Augustus in Ehren gehalten worden. In der alten Mythologie war der Parnass etwas Solideres als der Olymp.... Die Frauen haben es stets mit Glück versucht, uns zu zeigen, daß ihr geistiges Vermögen eben so groß und zarterer Natur als das unsrige sey. Der spöttischen Aussprüche Boileau's ungeachtet, den feindseligen Epigrammen Lebrun's zum Trost, haben die Frauen doch niemals mehr als eben jetzt uns dargethan, daß in ihrem Herzen poetische Empfindung, in ihrer Einbildungskraft anmuthige Färbung und in ihren Werken mächtige Originalität vorherrsche. Die Geschichte zeigt uns Frauen als große Männer; Frauen unserer Zeit sind große Schriftsteller.“ — Wäre es nicht ein Franzose, der dieses als der einzige Mann in Gesellschaft von zweiundsechzig Frauen sagt, so würde man versucht seyn, es für ein wenig ungalant zu halten.

### England.

#### Die geographische Gesellschaft in London.

(Schluß.)

Unter den sogenannten vermischten Aufsätzen des geographischen Journals sind es besonders die im Eingang erwähnten Notizen über die Naturprodukte und den Ackerbau in Kaschemir, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Sie sind den hinterlassenen Papieren des leider gleich so vielen seiner Berufsgenossen zu früh verstorbenen William Moorcroft entlehnt, eines Mannes von ausgezeichneten Kenntnissen, besonders im Fache der Naturgeschichte. Nachdem er die vornehmsten mineralischen Produkte des Landes beschrieben, schildert uns Moorcroft den Zustand des Ackerbaus von Kaschemir, der sehr in Verfall scheint. Die im Verhältnis zur Bevölkerung so spärliche Gelegenheit zur Arbeit nöthigt dort viele aus den niedrigen Volksklassen, sich zu Lastthieren herzugeben. Dieser Umstand und die Bequemlichkeit der Schifffahrt im Innern haben die Zahl und Güte der Pferde in Kaschemir sehr herabgebracht. Ein interessantes landwirthschaftliches Gemälde entwirft uns der Verf. unter der Ueberschrift: „Behandlung der Bienen“. Jeder Pächter in Kaschemir hat, wie es scheint, mehrere Bienenstöcke in seinem Hause. Moorcroft zählte deren bei Einigen nicht weniger als zehn.

„Bei dem Bau der Häuser“, erzählt er, „wird im Voraus für die Bienen gesorgt, indem man Höhlungen in den Wänden anbringt, die an Größe etwas verschieden, aber an Gestalt alle gleich sind. Sie sind nämlich cylindrisch und geben durch die ganze Wand. Wenn so die Röhre geformt ist, wird sie inwendig ungefähr einen Zoll dick mit Lehm belegt. Dieser Lehm ist mit der Syren oder

Hülse von Reis oder mit Distelblüthe verfezt; letztere wird hier überhaupt dem Lehm beigemischt, und dies ist der erste Gebrauch dieser Pflanze, den ich noch von Menschen machen sah. Die Bienenstöcke haben im Durchschnitt ungefähr 14 Zoll im Durchmesser, und wenn sie an beiden Enden verschlossen sind, ungefähr 20 bis 22 Zoll Länge. Das Ende der Cylinder nach dem Zimmer zu wird mit einem runden irdenen Napf verschlossen, der in der Mitte etwas konvex ist, dessen Rand aber in die Wand paßt und mit Lehm verschmiert wird. Das andere Ende wird mit einem ähnlichen Napf verschlossen, der aber in der Mitte ein rundes Loch von ungefähr  $\frac{1}{2}$  Zoll im Durchmesser hat.“

Die Menschlichkeit, mit welcher für den alten Schwarm gesorgt wird, wenn der Honig ausgenommen ist, schildert uns Moorcroft auf interessante Weise: „Mit einem Wisch von trockenem Reistroh und einigen brennenden Kohlen auf einer irdenen Schüssel trat der Hausherr zu dem Napf am inneren Ende der Röhre, den er durch einige Schläge mit der Spitze einer Sichel losmachte, wo dann die Waben, die am oberen Theil der Röhre sitzen und fast ganz mit Bienen bedeckt sind, zum Vorschein kommen. Keine von diesen zeigte jedoch Lust, den Einbruch abzuwehren oder in's Zimmer zu fliegen. Nachdem er das Stroh auf die Kohlen gelegt hatte, hielt er die Schüssel dicht an die Deffnung des Stocks und blies den Rauch aus allen Kräften gegen die Waben, zog aber das Stroh sogleich zurück, sobald es Feuer fing, um nicht die Bienen zu verbrennen, und dämpfte das Feuer, ehe er das Stroh wieder gebrauchte. Fast erstickt vom Rauch, stoben die Bienen mit solcher Schnelle durch die andere Deffnung, daß der Stock in wenigen Minuten von seinen Bewohnern verlassen war. Jetzt schnitt der Pächter mit seiner Sichel die Honigwaben los, die in eine Schüssel fielen, welche schon vorher untergesetzt war, ließ aber ungefähr ein Drittel der Waben zunächst am entgegengesetzten Eingange sitzen. Dann setzte er die innere Schüssel wieder ein, fachte schnell einige Bienen, die in den Waben, wiewohl ganz betäubt, lagen, und warf sie aus dem Hause. Da ich noch viele andere Bienen am Boden des Stocks bewegungslos liegen sah, so erkundigte ich mich, ob sie todt oder bloß betäubt wären, und erhielt zur Antwort, sie kämen wieder zu sich. Ich hatte jedoch keine Gelegenheit, mich hiervon zu überzeugen, weil die Anstalten zu meiner Abreise mich verhinderten, den Platz, wohin man die Bienen geworfen hatte, in den ersten Paar Stunden wieder zu besuchen, und als ich hinkam, hatte bereits das Federvieh sein Futter dort gesucht. Die ausgetriebenen Bienen kehrten zurück, sobald die Röhre vom Rauch frei war, ohne irgend Jemand zu stechen, und das ganze Geschäft war in zehn Minuten, ohne merklichen Verlust, vollbracht. Der Honig war hellfarbig und von so reinem und süßem Geschmack, wie der von Narbonne. Er hatte weniger als irgend eine andere Sorte, die ich noch gekostet, jene sättigende Eigenschaft, welche dieser Substanz im Allgemeinen beivohnt; auch konnte ich nicht gewahr werden, daß die Pächter das Geringste von einer berausenden oder vergiftenden Wirkung desselben wußten, wie sie jener von der Bburra (apis irritabilis) oder großen wilden Biene in den nördlichen Gebirgen von Gburwhal bereitete Honig zu besitzen pflegt, und zwar, wie man sagt, weil sie sich von der Blüthe des Wolfswurz nährt. Ich fand mich um so mehr zu dieser Erkundigung veranlaßt, da ich in dem Thale Runga, einige Meilen ostwärts von dem Bienen-Distrikt, diese Pflanze blühen sah, und es für wahrscheinlich halte, daß sie sich bis zu jenen Bergen erstreckt.“

„Die Landleute von Kaschemir wissen nicht, daß man den Honig zu geistigen Getränken benutzen kann, und essen ihn roh oder an gewöhnliche Speifen gethan; die Reichen hingegen gebrauchen ihn statt des Zuckers zum Einmachen der Früchte. Es ist üblich, den Honig alle Jahr auszunehmen, und man findet dazu das Ende des Septembers oder den Anfang des Oktobers am besten geeignet, indem den Bienen dann immer noch eine kurze Zeit bleibt, um den ihnen gelassenen Vorrath, der auf fünf Monate ausreichen soll, um etwas zu vermehren. Was man ihnen läßt, beträgt ungefähr ein Drittel des Ganzen und scheint hinreichend; denn selten kommt ein Schwarm um, und die Kaschemirer ernähren ihn auch auf keine andere Weise. Man behauptet, daß alte Schwärme mehr Honig geben, als junge, und daß sie selten anders aussterben, als vor Alter. Man hat mir erzählt, daß es nichts Seltenes wäre, denselben Schwarm zehn bis fünfzehn Jahre zu erhalten, und es wurden sogar Beispiele angeführt, daß er sich zwanzig Jahre erhielt; doch betrachtete man diese Fälle nur als seltene Ausnahmen. Da die Bienen auf diese Art in buchstäblichem Sinne einheimisch werden, so nehmen sie dadurch ein weit zahlreicheres Wesen an als die in Europa, und es ist möglich, daß das ihnen bewiesene Vertrauen, indem es ihre natürliche Reizbarkeit mildert, ihre Industrie erhöht oder wenigstens ihre Production mehr begünstigt. Auch ist es klar, daß die Lage der Stöcke viele natürliche Feinde der Bienen fern hält.“

Herr Moorcroft beschreibt Kaschemir als einen ehemals unermeßlichen See, dessen Wasser nach und nach so gefallen ist, daß die Stadt jetzt inmitten zwischen vielen kleinen Seen liegt. Diese sieben mit einander sowohl als mit dem Fluß Bedusta durch Kanäle in Verbindung, welche durch schmale Striche Landes oder kleine Inseln getrennt sind. An einigen Punkten erhebt sich das Land so weit über die Wasseroberfläche, daß es durch das Steigen derselben nicht überschwemmt werden kann; doch das flache Land im Allgemeinen liegt so niedrig, daß es beim öfteren Austreten der Flüsse und Seen unter Wasser gesetzt wird. Die nachlässige Regierung läßt das Seegras und den Sand in den Fluß-Betten sich so anhäufen, daß diese immer seichter werden und immer weniger Wasser fassen, welches sich dann um so weiter über das Land verbreitet und den Einwohnern großen Nachtheil und Verlust verursacht. Doch so groß ist

die natürliche Energie des Menschen und seiner Thätigkeit, daß er in jeder Lage und in jeder Sphäre mitten unter Dornen ergötliche Rosen zu pflücken weiß. Die geographische Lage Kaschmirs, welche es der Willkür der unbändigen Wellen preisgibt, befördert zu gleicher Zeit die Erzeugung aller Arten von Vegetabilien.

„Dies wird“, erzählt Herr Moorcroft, „durch schwimmende Beete bewerkstelligt, die, vermöge ihrer Lockerheit und Beweglichkeit, weder unterinken, noch vom Wasser überschwemmt werden können, sondern stets oben auf schwimmen. Es schießen nämlich verschiedene Wasserpflanzen, als Wasserlilien, Niedgras, Schilf etc., vom Boden des Sees auf, und da die Böte, die diese Seen befahren, gewöhnlich den kürzesten Weg nach ihrem Bestimmungs-Ort nehmen, so entstehen dadurch an gewissen Stellen in den Seen gleichsam Alleen von Niedgras und Schilf. Auf diesen nun legt der Landmann Gurken- und Melonen-Beete an, indem er die Wasserpflanzen ungefähr zwei Fuß tief unter dem Wasser abschneidet, so daß sie keinen Halt mehr am Boden haben, aber in derselben Lage gegen einander bleiben. Jetzt werden sie etwas fester zusammengedrückt und zu Beeten geformt, die zwei Yards breit und von unbestimmter Länge sind. Die Spitzen der Wassergewächse werden zuerst abgeschnitten und oben auf gelegt; dann belegt man sie mit einer dünnen Lage von Schlamm, welcher nach und nach in die untergestreuten Gräser eindringt. Das Beet schwebt jetzt; damit es aber seinen Platz nicht verlassen könne, steckt man an jedem Ende einen Weiden-Pfahl durch, der es jedoch nicht verhindert, mit dem Wasser zu steigen oder zu sinken. — Mittelst einer Stange, die man von einem Boote aus zwischen die Gräser auf dem Grunde des Wasser steckt und in derselben Richtung mehrere Male herumdreht, reißt sich eine Menge Gras los, welches man auf die Beete bringt. Hier schießt man es zu kegelförmigen Schobern, die am Fuße ungefähr zwei Fuß im Durchmesser haben und eben so viel in der Höhe. Oben haben sie eine Höhlung, welche mit frischem dünnem Schlamm, den man aus dem Grunde des Sees holt, angefüllt wird. Zuweilen schüttet man noch etwas Aische hinzu, doch oft auch nicht. Der Pächter hat eine Anzahl Melonen- und Gurken-Pflanzen in Bereitschaft, welche unter Matten gezogen sind. Wenn diese vier Blätter haben, setzt er in jede Höhlung der Regel, deren eine doppelte Reihe am Rande jedes Beets neben einander hinläuft, drei Pflanzen ein. Es bedarf jetzt weiter keiner Pflege; man hat nur die Frucht einzusammeln, und die Beete und Regel haben weiter nichts als die Arbeit gekostet, die nur gering ist, weil es sehr schnell geht. Es giebt vielleicht keine wohlfeilere Art, Melonen und Gurken zu züchten. Obgleich die Beete sehr nahe bei einander stehen, so sind sie doch so beweglich, daß man sie leicht aus einander stoßen und ein kleines Boot hindurchfahren kann; auch tragen sie wohl das Gewicht eines Menschen, indeß schneidet man die Früchte gewöhnlich vom Boote aus. Ich fuhr eine Strecke von ungefähr fünfzig Morgen diesen schwimmenden Gurken- und Melonen-Gärten entlang und sah kaum ein halbes Duzend kränkelnder Pflanzen. Nie habe ich auf den Gurken- und Melonen-Feldern in der Nähe der größten Städte Europa's so große Strecken mit gefundenen Pflanzen bedeckt gesehen, nur bemerkte ich, daß jene etwas zu üppig wuchsen.“

Der nächstfolgende Artikel giebt einen interessanten Bericht von einer fehlgeschlagenen Expedition, um das Innere von Afrika zu erforschen. Zwei Herren, Namens Coultburt und Tyrwhitt, letzterer kaum zwanzig Jahr alt, theilten im Dezember 1831 dem Ausschusse der geographischen Gesellschaft ihre Absicht mit, auf eigene Kosten die Mündung der Dworra in Afrika aufzusuchen und dann ihre Reise ostwärts nach Bahr-Abiad fortzusetzen. Der Ausschuss war angenehm überrascht von dem Entschlusse dieser jungen Männer und beschloß, die Unternehmung zu unterstützen. Man gewann ihnen die Theilnahme der Regierung; sie erhielten ein Chronometer geliehen und mehrere Briefe an Offiziere, die unsere See- und Kriegsmacht längs der Afrikanischen Küste befehligen, denen man die jungen Abenteurer zu Schutz und Beistand dringend empfahl. Am 1. Januar 1832 segelte die Expedition von den Dünen ab, beide Reisende waren aber, als sie zu Bathurst in Gambia ankamen, sehr unwohl. Herr Tyrwhitt fand sich so außer Stande, das Klima zu ertragen, daß er dem Zureden seines Freundes nachgab und nach Hause zurückkehrte, Hr. Coultburt jedoch ging weiter nach Fernando Po, wo er vom Obersten Nicholls sehr gastfreundlich aufgenommen wurde. Der Oberst verfaß den Reisenden mit kräftigen Empfehlungen an den Herzog Ephraim, den eingeborenen Fürsten von Kalabar, mit dem er sehr befreundet schien. Der Herzog behandelte Herrn Coultburt auf's freundschaftlichste und gewährte ihm allen Schutz, der ihm im Innern von Afrika von Nutzen seyn konnte. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Kalabar reiste er weiter nach dem Lande Eboe. Er war ungefähr bis auf vierzehn Tagereisen von Kalabar in Eboe vorgedrungen, als er auf Befehl des Königs dieses Landes angehalten wurde. Dies veranlaßte ihn, zu dem Herzog zurückzukehren. Er schiffte sich nun auf der „Agnes“, einem von Liverpool nach Fernando Po bestimmten Schiffe, ein, starb aber auf demselben, zum Bedauern Aller, die ihn kannten. So endigte eine Expedition, die von Privat-Personen aus Enthusiasmus und auf eigene Kosten unternommen wurde. Als Beispiel eines edlen Eifers für das Beste der Menschheit verdient die Unternehmung des Herrn Coultburt in den Annalen der großmüthigen und uneigennütigen Bereicherer menschlicher Kenntnisse aufbewahrt zu werden; auch wird es sicherlich kein Leser hier am unrechten Orte finden, wenn wir eine kurze Nachricht von einem Manne geben, an dessen Namen sich das Andenken einer edlen Unternehmung knüpft. Coultburt war der einzige hinterlassene Sohn von C. Coultburt Esq. zu Sandiway bei Northwich und war 35 Jahr alt, als er

starb. Er wurde zu Eton erzogen, studirte dann in Oxford, wo er seinen gelehrten Grad mit Ehren erhielt. Er trat in Middle-Temple ein, wurde unter die Anwälte aufgenommen und ging nach Barbadoes, wo er sich sechs Jahre aufhielt. Der Einfluß eines Dufels, der eine hohe Stelle in der Verwaltung West-Indiens bekleidete, mußte ihm eine sehr ergiebige Praxis sichern, allein sein Sinn stand von Kindheit an nach Afrika. Seine Familie besaß noch einige seiner Schulbücher aus Eton, in welchen Karten von Afrika mit seinen erträumten Reisen im Innern abgezeichnet sind, und in Barbadoes pflegte er bei der größten Hitze lange Spaziergänge zu machen, um sich zu den Mühseligkeiten der bevorstehenden Reise, die ihm nie aus dem Sinn kam, abzuhalten. Sein heißes Streben begeisterte ihn sogar zur Poesie, er schrieb „ein Selbstgespräch Mungo Parks“ und einige andere Stücke ähnlicher Art, die viel dichterischen Werth haben. Was ihn jedoch zuletzt völlig entschied, war der neuliche Erfolg der Brüder Lander. Er fürchtete, daß, wenn er noch länger zögerte, eine andere Expedition nach größerem Maßstabe ausgerüstet werden möchte und Nichts mehr für das Streben eines Privatmannes übrig bleiben würde; er beschleunigte daher seine Zurüstungen. Folgender Auszug aus seiner Privat-Korrespondenz während seiner Reise ist nicht ohne Interesse:

„Die Schönheit der Gebirgswälder von Fernando Po wird durch Nichts übertroffen. Die schönsten Bäume in England sind Zwerge dagegen an Umfang und Höhe. Die höchste Spitze dieser Berge ist so hoch, wie die von Teneriffa, jedoch, jener ungleich, fast immer in Wolken gehüllt und nur zuweilen sichtbar. Ich fand großes Vergnügen, mich in den klaren und spiegelhellen Bächen zu baden, deren Wasser stets durch den Schatten der hundert Fuß hohen Bäume rein und kühl erhalten wird; hier aber wage ich es nicht, wegen der Menge von Alligatoren, wovon das Ufer wimmelt. Drei große Liverpooler Schiffe liegen hier; gestern machte ich einen Ausflug nach Erektown, einst eine blühende Stadt, jetzt aber fast menschenleer; eine Wirkung des Afrikanischen Aberglaubens. Ich sah einige Trümmer schöner französischer Spiegel und andere wirklich kostbare Dinge, als schöne Englische Sophas und Stühle, die in Stücke zerfchlagen und in des Teufels Haus auf dem Marktplatz als Opfer dargebracht wurden. Obgleich es den Bemühungen des Capitains Owen gelungen ist, den öffentlichen Menschenopfern hier Einhalt zu thun, so hat doch jedes Haus von einigem Ansehen — und manche sind sehr gut gebaut und schön bemalt mit Abbildungen von Tigern, Schlangen und anderen phantastischen Figuren — an seinem Fetischbaum in der Mitte des vierseitigen Plakes oder Postes einen Schädel hängen, der von den Bewohnern alle Uebel abwenden soll. Dieser Schädel wird übrigens weiter nicht verehrt, denn er ist nur von irgend einem Sklaven, den man zu diesem Zwecke ausersehen hat. Doch das Abscheuliche ihres Aberglaubens liegt in der Meinung; daß ein Afrikanischer Großer nach seinem Tode in der anderen Welt nur nach Verhältnis der Menge von Sklaven und Dienern, die er mitbringt, geehrt wird, so daß die heiligsten menschlichen Gefühle diesen Mordthaten in Masse zum Vorwand dienen müssen. Daß es übrigens in vieler Hinsicht ein gutartiges Volk ist, kann ich selbst bezeugen. Ihre Behandlung der Sklaven ist weit milder, als ich je mit der Sklaverei verträglich glaubte. — Das Land, so gering bevölkert, scheint nur hier und da fleckweise den Waldungen abgewonnen, und der Boden, trotz des so nachlässigen Anbaues, froht von den üppigsten Erzeugnissen. Selbst jetzt, wo der Sklaven-Handel hier, Dank der Mitwirkung Frankreichs, beinahe ganz abgeschafft ist, können sie doch Alles, was sie brauchen, von Europa, mittelst Tausch gegen den Del der in ihren Wäldern wachsenden Palme, sich verschaffen. Das Zuckerrohr wird wild eingesammelt, und eben jetzt, während ich schreibe, sättigen sich die Sklaven im Hause daran. Die Bevölkerung dieser Stadt mag der von Northwich gleich kommen. Eine Krümmung des Flusses nicht weit von hier, ungefähr so breit wie die Themse unterhalb London, bildet eine Gegend, welche viel Aehnlichkeit mit der von Richmondhill hat.“

Der nächste Aufsatz des vorliegenden Journals ist leider nicht geeignet, die trübe Stimmung, die der vorübergehende in jedem gefühlvollen Leser erzeugen mußte, zu verdrängen, denn er enthält eine Darstellung der Umstände, welche die Erhaltung des Capitains Ross, eines anderen jener edlen Helden, die durch ihre Anstrengungen die Sache der Wissenschaften geädelt haben, sehr zweifelhaft machen. Wir wollen nicht bei den Thatsachen verweilen, welche zu der Vermuthung führen, daß dieser tühne Mann ein Opfer seines Enthusiasmus wurde; sie liegen bereits dem Publikum vor. Wir hoffen nur, daß es keiner Familie in England an einem Mitgliede fehlen wird, das nicht gern sein Scherstein dazu beitrage, um eine Nachforschung anzustellen, die allem Zweifel über das Schicksal des Capitains Ross ein Ende macht oder vielleicht die Rettung dieses so aufrichtigen Freundes der Wissenschaft bewirkt.

### Mannigfaltiges.

— Die Memoiren Ludwigs XVIII. Die in diesen Blättern früher ausgesprochene Ansicht, daß die angeblich von einem Herzoge von D... herausgegebenen Denkwürdigkeiten untergeschoben seien, wird durch eine im neuesten Hefte der Quarterly Review enthaltene Kritik vollkommen bestätigt. Ja, der Englische Kritiker weist sogar nach, daß der Herausgeber jener Memoiren ein ganz gemeines ungeschicktes Plagiat begangen, indem er das unter dem Namen „Mémoires de Bachaumont“ bekannte Journal, welches in den Jahren 1762 bis 1788 in Paris erschienen sey, nicht bloß bei der Erzählung von Hof-Intriguen und Anekdoten benutzte, sondern stellenweise sogar Wort für Wort abgeschrieben habe.